

Heinrich Schliemann, Leben und Werk*)

Von Ernst Meyer.

Vor 63 Jahren, am zweiten Weihnachtstag, starb Heinrich Schliemann in Neapel, nach schwerer Ohrenoperation in Halle auf der Rückfahrt in seine zweite Heimat, Griechenland. Die breite Öffentlichkeit war bestürzt und erschüttert. Denn über der Fülle seiner Grabungserfolge in Troja, in Mykene und Tiryns hatte man übersehen, daß Schliemann bereits 68 Jahre alt war und daß er nach einer harten Jugend durch 30 Jahre eines zermürbenden Geschäftslebens und durch zwei Jahrzehnte anstrengender Ausgräbertätigkeit sich körperlich und geistig das Letzte abverlangt hatte. Hinter seiner Aktivität im Planen und Schaffen hatten nur wenige die auszehrende Wirkung seiner Besessenheit im Dienste einer großen Idee erkannt und um ihn gebangt. Seinen Heimgang bedauerte man vor allem im Hinblick auf die für zwei weitere Jahre geplanten Ausgrabungen, die die letzte, die endgültige Lösung des Rätsels um Troja bringen sollten. Aus den schier unzähligen Nachrufen jener Tage und Wochen ergibt sich ein Bild, wie die Welt um 1890 Schliemann und sein Leben sah:

Ein schwächlicher Knabe wächst in den bedrückten Verhältnissen eines kinderreichen Pfarrhauses in mecklenburgischer Landabgeschiedenheit auf, verliert mit neun Jahren die Mutter, muß aus Verarmung des Vaters mit 14 Jahren das Gymnasium verlassen, verbringt dann über fünf Jahre als Kaufmannslehrling und -gehilfe in einem kleinen Landstädtchen, bildet sich mit zwanzig Jahren in Holland zum praktischen Kaufmann aus und wird in Rußland als Großhändler bei der Einfuhr von natürlichen Farbstoffen, von Tee, Kaffee, Baumwolle, Zucker usw. durch Geschick und fabelhaftes Glück zum vielfachen Millionär. Er entwickelt sich mit wahrer Leidenschaft zum Kenner zahlreicher

*) Vortrag zum Winckelmannstag am 9. Dezember 1953.

Fremdsprachen vom Portugiesischen bis zum Russischen, vom Schwedischen bis zum Arabischen und reist in seinem Bildungshunger um die ganze Welt. Es ereignet sich das Seltsame: auf der Höhe seiner kaufmännischen Erfolge gibt er sein blühendes Geschäft auf, geht mit 44 Jahren zum Studium der antiken Kulturen des Mittelmeers über und beginnt 1871 in der Nordwestecke von Kleinasien nach Troja zu graben, das Homer in seiner Ilias schildert, und — findet tatsächlich die Stätte dieser sagenhaften Königsburg auf dem Hügel Hissarlik, der sich eine gute Stunde südlich des Dardanelleneingangs wie ein großes Ei 250 Meter in der Ostwestrichtung und 150 Meter von Norden nach Süden ausdehnt und sich aus der Sumpfebene des Skamanderflusses bis zu 40 Meter Höhe erhebt. Gewaltige Ringmauern steigen aus der Tiefe empor, mächtige Türme und Tore, Hausfundamente, eine Überfülle von Geräten, Waffen, Gefäßen und zuletzt Goldfunde von bis dahin unerhörtem Reichtum in Form von einfachen und Doppelbechern, reichen Kopfgeschmeiden mit hunderten von hauchdünnen Blättchen und winzigen Perlen aus reinem Gold, zu Schnüren und Ketten gereiht. Und drei Jahre später hob er auf dem griechischen Festland am untersten Hang des Burgberges von Mykene aus fünf Schachtgräbern wiederum Gold: formvollendete Becher, hunderte von ehemals aufgenähten Schmuckstücken und förderte die eindrucksvollen Gesichtsmasken ans Tageslicht. Was bisher Sage war, schien durch Schliemanns Spatenarbeit Wirklichkeit geworden; drüben in Kleinasien hatten sich zu der mächtigen Königsburg der Goldschatz des Priamos gefunden, hier im Winkel der Bucht von Argos trat der überreiche Schmuck von dreizehn Leichen aus dem stolzen Geschlecht der Atriden zutage, gefunden nach eigener Überlegung, die vielfach im Widerspruch zur anerkannten Meinung der Fachleute stand, im Glauben an den Wirklichkeitsgehalt der homerischen Dichtung. Und hinter diesem seinem Tun — so schildert der etwa Fünfzigjährige es im Rückblick auf sein glückbegünstigtes doppeltes Leben als Kaufmann und Ausgräber in seinem großen Werke „Ilios“ — stand die Sage, die er nach Art der märchenhörenden Kinder für Wirklichkeit hielt, Sagen der mecklenburgischen Heimat und Erzählungen aus der Welt der griechischen Helden vor Troja klangen zusammen

und wurden für ihn zu der durch sein ganzes Leben wirksam bleibenden Antriebskraft zur Forschung mit dem Spaten. Die Gebildeten seiner Zeit, durchweg mit dem antiken Sagenstoff vertraut aus ihrer seit Wilhelm von Humboldt humanistisch ausgerichteten Schulbildung, sahen jetzt die Wirklichkeit hinter den Versen Homers, die sie und ihre Lehrer auf dem Gymnasium begeistert hatten, die aber von der kritischen Philologie nur als Phantasiegebilde eines begnadeten Dichters angesehen wurden.

Die breite Öffentlichkeit und vor allen Dingen die Jugend bewunderte seinen seltsamen Lebenslauf voller Gegensätze, vom armen Pfarrerssohn und reichen Großkaufmann, vom kleinen Krämerlehrling mit mangelhafter, weil vorzeitig abgebrochener Schulbildung und den Forscher von Weltruf; sie bewunderte den aus eigener Kraft gewordenen Menschen, der sein Jugendideal, einmal Troja auszugraben, durch Jahrzehnte in der Brust bewahrte und um die ganze Welt mit sich trug, sie schüttelte den Kopf über so manche Seltsamkeit dieses Mannes, der den Rechenstift des Börsenroutiniers mit dem Spaten vertauschte, der sich die weite Welt besah, um sich dann in einen Hügel in der Troas hineinzuwühlen bis zu zehn und fünfzehn Meter Tiefe durch den Schutt vergangener Jahrtausende, sie belächelten seine absonderliche Art, nach Photographien und verstandesmäßig bestimmten Gesichtspunkten eine Frau auszuwählen und ahnten nicht die seelischen Kämpfe, die dem zugrunde lagen. Man sah nur das Äußerliche, und bei seinen Arbeiten und Ergebnissen schien das Gold die Hauptsache zu sein, füllte es doch mit den blendenden Funden aus Mykene die Schautische des Ehrensaals im griechischen Nationalmuseum in Athen und leuchtete es doch den Besuchern des Berliner Museums für Vorgeschichte bis 1945 als Goldschatz von Troja entgegen. Man nannte ihn in Erinnerung an die Tätigkeit früherer Schatzgräber bald ebenso, und es schwoll die Flut volkstümlicher Lebensbeschreibungen, die zumeist gespeist wurden aus seiner romantisch überhauchten „Selbstbiographie“, die eine Mischung von nüchterner Selbstbetrachtung, von Stolz und Staunen über sein erfolgreiches Leben und ein Versuch zur tieferen Erkenntnis des eigenen Wesens war. Der Vergleich mit den Schatzgräbern alter Zeiten lag nahe, ernsthafte Darstellungen von gelehrten Män-

nern wie Seiffert und Menge kamen gegen diesen Schwall nicht auf. Den Höhepunkt dieser überschwenglich gesteigerten Schilderungen unter dem Schein der Quellenbenutzung bildete schließlich der „Roman eines Goldsuchers“ und die in Griechenland genährte Legende von dem Kaufmann, der um des Gewinnes willen gefühllos über Leichen ging, und von dem Manne, der in der Phantastik seiner Natur die Beschneidung an sich habe vornehmen lassen, um als Pilger verkleidet unangefochten nach Mekka gehen zu können. Selbst dem Rundfunk blieben neben ernsthaften Versuchen, seiner Persönlichkeit nahezukommen auch Fehlgriffe nicht erspart wie Sendespiele unter dem Titel „Schliemann, der Narr“, ein psychologisch abwegiger Deutungsversuch, oder „Schliemanns letzte Stunde“ in Neapel, reine Erfindung mit realistisch gegebenem Stöhnen des Sterbenden.

Neben diesem Wuchern der Populärliteratur war die Haltung der Fachwissenschaft Schliemann gegenüber eindeutig, wenngleich sie auch nicht immer von wirklichem Verständnis des Menschen zeugte. Die Philologie lehnte die Auffassung von Homer als einem Zeugen vorzeitlicher Geschehnisse ab und vertrat seit F. A. Wolf über Lachmann bis hin zu dem Germanisten Müllenhoff im Ausgang des 19. Jahrhunderts den Standpunkt für die homerische wie für die mittelhochdeutsche epische Dichtung, daß sie reine Phantasieerzeugnisse wären, und leugnete die Möglichkeit der Übereinstimmung von Dichtung und Wirklichkeit. Die Althistoriker, unter ihnen Ernst Curtius, noch 1871 im Bericht über seine große Reise durch das westliche Kleinasien, verlegten das alte Troja, sofern es überhaupt geschichtlich wäre, auf den zwei Stunden weiter südlich im Vorgelände des Ida gelegenen Berghang Bunarbaschi, wo der Skamander reißend und rauschend in die Sumpfebene von Troja herausbricht. Sie fühlten sich dabei bestärkt durch das von neuzeitlichen strategischen Gesichtspunkten ausgehende Urteil des nachmaligen Feldmarschalls von Moltke. Und die klassische Archäologie sah zu Schliemanns Zeit in Troja kein Problem, sie sah getreu ihrer auf Winckelmann zurückgehenden Tradition in der kunstgeschichtlichen Auswertung und der museumsmäßigen Betreuung der antiken Denkmäler ihre vornehmliche Aufgabe und erlebte unter der Führung von H. Brunn

bis zur Jahrhundertwende damit ihre großen Erfolge. Die deutlichen Hinweise von Ludwig Roß, dem ersten beamteten deutschen Archäologen in Griechenland, der auf seinen Reisen durch das Land und seine vielen Inseln den Boden auf seine vorzeitlichen Kulturreste hin besah und auf die größeren Zusammenhänge im östlichen Mittelmeer hinwies, wurden überhört.

Aber leise sich andeutend zeigte sich eine auch die geschichtlichen Zusammenhänge beachtende Betrachtungsweise, wie sie durch A. Conze 1873 auf Samothrake und auf Curtius' Betreiben von 1875 ab in Olympia in großem Maßstabe zur Auswirkung kam. Da hinein war nun schon einige Jahre zuvor von außen her Schliemann gestoßen. Nicht gebunden an die fachliche Tradition, ein Ausgräber aus Neigung, ohne praktische Erfahrung, ohne Methode, die es damals kaum gab, brach er in ungestümem Tiefendrang wie ein Tiefbauunternehmer in den Boden vor, der für ihn der Bewahrer der Zeugnisse früherer Kulturstufen der Menschheit war. Der Erfolg sprach für ihn. In der Ebene von Troja wurde die Bunarbaschi-Theorie zu Grabe getragen, die Grabstätten der Atriden fand er, fast traumsicher durch eigenwillige Auslegung der betreffenden Stelle bei Pausanias, dem Baedeker des Altertums, am Abhang von Mykene. Die Tatsachen bestanden, an ihnen war nicht mehr zu rütteln. Sie wurden im großen und ganzen von der gesamten Altertumswissenschaft als neue Gegebenheiten hingenommen.

Aber die wissenschaftliche Kritik goß viel Nüchternwasser in den Wein seiner Begeisterung, sie wandte sich gegen sein ungeordnetes Grabungsverfahren, tadelte seinen zerstörerischen Einbruch in die Tiefe und seine anfänglich ganz auf Homer ausgegerichtete Deutung. Nicht zu Unrecht, denn wo sachliche Betrachtung angebracht war, wucherte vielfach seine von der Dichtung her genährte Phantasie. Besonderen Widerspruch fand seine irrümliche Deutung von Gesichturnen als Eulenvasen und der daraus gezogene Schluß auf eine griechische Urbevölkerung in Troja mit Athene als Stadtgöttin. Das gleiche gilt für seine zäh verteidigte Ansicht über mykenische Idole von der angeblich kuhköpfigen Göttin Hera. Schließlich beklagte man seine wenig systematischen Bücher, deren erste in Tagebuchform gehalten waren,

während den späteren durch zahlreiche Anhänge und Einschübe die Übersichtlichkeit vielfach fehlte. Noch 1940 hielt Alfred Körte, selbst verdienter Ausgräber in Gordion, Schliemanns Bücher allenfalls für eine Materialsammlung und nur schwer zu lesen. Männer allerdings wie Alexander Conze, der spätere Leiter der deutschen Ausgrabungen in Pergamon, und Richard Schöne, der Neubegründer der Berliner Museen, erkannten die Bedeutung der Entdeckungen Schliemanns und seiner in die Zukunft weisenden Gesamtleistung, wie sie sich in seinem Todesjahr 1890 klar abzeichnete. Andere aber sahen bis vor zwei Jahrzehnten nur das Unzulängliche seiner Art zu graben und zu deuten und verbauten sich dadurch den Blick für das Bleibende von dem, was diesseits und jenseits des Ägäischen Meeres von Schliemann geleistet worden war. Über seiner mangelhaften Grabungstechnik erkannten sie nicht die gewaltige Aussagekraft dieser aus dem hütenden Schoß der Erde gehobenen Zeugnisse einer Geschichtsepoche, die über zweitausend Jahre vor die klassische griechische Zeit zurückreichte.

Verhältnismäßig früh kam die Anerkennung aus dem Auslande, z. T. von jenseits des Kanals, wo man seit über einem Jahrhundert nicht nur machtpolitische und wirtschaftliche Interessen am östlichen Mittelmeerraum und dem vorderen Orient hatte, sondern auch den kulturellen Reststücken aus alten Zeiten, nicht zuletzt in den Kreisen seiner vielfach archäologisch eingestellten Diplomaten, nachging. Wertschätzung kam Schliemann auch aus Amerika zu. Sie galt in erster Linie dem Mann, der sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte, der in kühnem Zugriff, mit Zielstrebigkeit und eisernem Willen die Dinge anzupacken wußte, ganz gleich, ob es ein großes Geschäft oder ein wissenschaftliches Vorhaben war. Seine kühle Berechnung, gepaart mit schöpferischer Phantasie und Weitblick, fand drüben ihr Echo, weil sie dort seit je die Vorbedingung des Erfolgsmenschen ist. Entscheidend aber wurde die Hilfsstellung, die ihm im letzten Jahrzehnt seines Lebens zuteil wurde von seiten der Vorgeschichtsforschung, die damals Ziel und Umfang ihrer Arbeit klar absteckte und die Methoden ihrer Arbeit entwickelte. Die große Schenkung der trojanischen Sammlung nach Berlin an das deut-

sche Volk und seine Anerkennung durch die Ernennung zum Ehrenbürger der Reichshauptstadt neben Männern wie Moltke und Bismarck sind letztlich nur zu verstehen aus der rückhaltlosen Bewunderung, die Schliemanns Forschen nach den Zeugnissen der griechischen Vorzeit bei den Prähistorikern fand. Ein großer Kreis von Männern, Mediziner und Anthropologen, Historiker jeder Zeitlage, Freunde der Heimat- und der Völkerkunde, schlossen sich vor etwa 85 Jahren in der Berliner und in der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zusammen und mit ihnen noch über 100 korrespondierende Mitglieder aus der ganzen Welt, von Skandinavien bis nach Neuseeland. Hier fand Schliemann, der Vielumstrittene, seine geistige Heimat und seelisch und sachlich einen starken Rückhalt. Dies bezeugen die Berichte über die Sitzungen in Berlin und die großen Jahresversammlungen in Deutschland sowie der Internationalen Kongresse von Lissabon bis Tiflis. Zwar war die deutsche Prähistorie nach den Freiheitskriegen erwachsen aus dem patriotischen Hochgefühl und dem Suchen nach den Zeugnissen der vaterländischen Vergangenheit, den frühgeschichtlichen Siedlungen, den alten Fluchtburgen und den zahlreichen damals noch vorhandenen Hünengräbern. Doch hatte sie sich nach der Jahrhundertmitte unter dem Eindruck der skandinavischen Vorgeschichtsforschung und gestärkt von der etwa gleichzeitig im Rheinland einsetzenden Beobachtung der Reste der römisch-germanischen Kulturzone zu einer übernational eingestellten Wissenschaft entwickelt. Ihr Blick ging früh schon über Völker- und Staatsgrenzen hinaus auf größere Kulturräume. So ist ihre lebhafteste Anteilnahme an den von Schliemann gebotenen Entdeckungen rings um die Ägäis durchaus nichts Abwegiges, sondern entspricht ihrem eigentlichen Wesen der vergleichenden Betrachtung. Ähnliches gilt für die damals von Deutschland aus entwickelte Wissenschaft der Sprachvergleiche innerhalb des weiten indogermanischen Sprachgebietes. Diese beiden Forschungszweige richteten ihren Blick auf größere Räume und Zeitabschnitte als die im großen und ganzen noch auf die klassische Kunst eingestellte Archäologie jener Tage.

Für die Archäologie wurde Schliemann erst bedeutungsvoll, als sie selbst sich wandelte und damit sich seiner Aufgabenstel-

lung für die Bodenforschung näherte, nämlich Geschichtsforschung zu treiben. Die viel bewunderten Gefäße des sogenannten mykenischen Stils, die er 1876 aus den Königsgräbern ans Licht gebracht hatte, wurden zwar bald vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus gewürdigt, zugleich aber entwickelte sich aus ihrer vergleichenden Betrachtung mit der andernorts im östlichen Mittelmeer gefundenen Keramik, so auf Kreta, auf den ägäischen Inseln und in Troja die vorgeschichtliche Archäologie, gefördert durch das schnell wachsende Anschauungsmaterial aus den sich mehrenden Grabungsstätten, und der Blick der Forscher dieses Gebietes ging von Unteritalien bis nach Ägypten und strich über den mesopotamischen Raum bis hinauf zum Hethiterreich im östlichen Anatolien. Aus der Fülle der Funde ließen sich nach Gestalt und Material die Typen erkennen, die zu Leitformen wurden, so wie sie Montelius und andere vor der Jahrhundertwende aus dem Blickwinkel des nordischen Kulturkreises festgestellt hatten. Man erkannte jetzt die grundlegende Bedeutung so mancher Fundstücke Schliemanns für die zu schaffende Zeitstellung der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen. Nicht nur die charakteristischen Schnitte der Gefäße und die mykenischen Spiralförmigen, sondern auch die glockenförmigen Goldbecher aus Troja und die schon in ganz frühen Schichten auftauchenden doppelhenkligen Becher aus Ton wurden zum Grundstock der Chronologie. Und die neuzeitliche Chronologie des Mittelmeerraums, einerlei ob sie aus dem Mittelmeer selbst oder von Italien aus, von Schweden und England oder neuerdings gar vom Balkan aus gesehen wird, ohne die von Schliemann uns geschenkten Grundformen kommt sie nicht mehr aus. So machte sich von dieser Seite aus eine gewisse Wertschätzung seiner Leistung als Ausgräber, wenn auch nur zaghaft, bemerkbar. Mitten hinein aber schlug das gradezu verheerend wirkende Urteil des gelehrten und vielgereisten Kunstarchäologen Adolf Michaelis in seinem sonst so verdienstvollen Werk „Kunstarchäologische Entdeckungen“ (1902), das zwar die Ergebnisse Schliemanns für die Wissenschaft nicht leugnen konnte und wollte, aber dem Menschen und seinem innersten Wollen keinesfalls gerecht wurde. Wenn man wenigstens in seinen Büchern und Forschungsberichten oder auch in seiner

„Selbstbiographie“ die Stellen ernsthaft nachgelesen hätte, in denen seine wenn auch ganz anders gerichtete Zielsetzung schon früh sichtbar wird!

Eine Wende im Urteil trat erst ein, als uns die Quellen zugänglich wurden, die den Zutritt zum Menschen und dem von ihm untrennbaren Werk seiner zwei letzten Lebensjahrzehnte eröffneten, zu seinen Briefen. 1936 konnte eine Erstausgabe solcher Selbstzeugnisse vorgelegt werden, eine Auswahl aus etwa 1700 Briefen, die aus dem Kreis der Empfänger und Besitzer im In- und Ausland zusammengetragen werden konnten, einige frühe an die Geschwister in der mecklenburgischen Heimat, die Hauptmasse aber an Rudolf Virchow gerichtet, der nicht nur der große medizinische Forscher und Begründer der Zellenlehre für den menschlichen Organismus und der richtungsweisende Praktiker der Volksgesundheit und maßgebende Anthropologe war, sondern der führende Ausgräber im mittel- und ostdeutschen Raum wurde und der kluge Helfer Schliemanns in Troja, ja, was das Höchste bedeutet: der selbstlose Förderer und Freund. Daneben standen die Briefe an seinen deutschen Verleger Brockhaus in Leipzig, der über das Geschäftliche hinaus den nicht immer leicht zu behandelnden Autor unterstützte und ihm menschlich nahtat. Schließlich zahlreiche Briefe an einen Schulfreund in Neustrelitz und an den Liebhaberausgräber Frank Calvert, den amerikanischen Konsul in den Dardanellen. Diese Selbstzeugnisse mit der ganzen Eindringlichkeit ihrer ungezierten Sprache stießen gleichsam ein Fenster auf zu dem Menschen Schliemann selbst, zu seiner geistigen Herkunft, zu seinem bis heute seltsam erscheinenden Übergang vom realistischen Gelderwerb zum idealistischen Forschertum. Sie zeigen seinen kühnen Ansturm auf den Hügel von Hisarlik im Jahre 1870, sein Ringen mit den unerwarteten Schwierigkeiten, die ihm aus dieser selbstgewählten, aber in ihren methodischen Anforderungen unterschätzten Aufgabe erwuchsen, seinen Kampf mit den orientalischen Menschen dieses Landstrichs und mit dem gesundheitsgefährlichen Klima der Troas. Diese Briefe verlangten vom Herausgeber, daß auch das umfangreiche Schrifttum Schliemanns, Bücher wie Aufsätze, gleichsam mit neuen Augen gelesen wurde, um über buchtechnische und metho-

dische Mängel hinaus die Grundgedanken seines Forschens zu erkennen und das reichhaltige Abbildungsmaterial erneut zu überprüfen. Doch, es gab diese Briefsammlung nur einen Ausschnitt der zahlreichen Briefpartner, die von Schliemann brieflich angesprochen wurden, und zeitlich beschränkte sie sich im wesentlichen auf die späten Jahre seines Lebens; schließlich war sie nur ein einseitiges Gespräch.

Ein Jahr später schon wurde der Weg frei zu dem neuen Bilde Schliemanns. Der gesamte Nachlaß mit seinen 60 000 Briefen von und an Schliemann mitsamt den Geschäftsbüchern von der frühesten Zeit an, mit den zahlreichen Merk- und Übungsbüchern für orientalische Sprachen und 18 Tagebüchern von seinen Reisen und Ausgrabungen wurde zur wissenschaftlichen Bearbeitung freigegeben. Ein bis dahin ungenutztes Quellenmaterial in deutscher und vier bis acht Fremdsprachen, in seiner Masse überwältigend, zeitweise bedrückend, in seinem forschungsgeschichtlichen Gehalt ungemein aufschlußreich, in seinem menschlichen Ertrag vielfach erregend, ja erschütternd. Schon die durchweg flüssige und saubere Kaufmannsschrift spiegelt den Menschen von seinem zwanzigsten Lebensjahr an und den bewegten Ablauf dieses arbeits erfüllten Lebens. Wie auf einem Filmband so spricht aus den Schriftzügen das Leid in der Familie und die Freude über geschäftliche Erfolge, die Krisenstimmung einsamer Nächte auf Hisarlik, wo er zeitweise am Gelingen verzweifelte. Dann wieder wird das frohmachende Finderglück nach der Entdeckung des großen Schatzes in den ersten Berichtsbriefen sichtbar und in dem Tagebuch, auf dessen Blätter in später Nacht in der zugigen Baracke das Wachs der flackernden Kerze getropft ist. Unmut über die betrügerischen Kretenser, die ihn um sein Grabungsvorhaben im Palast des Minos brachten, spricht aus den weitausfahrenden Schriftzügen. Verzerrt fast erscheint die Schrift, wenn die Glut des Malariafiebers in seinen Adern brennt, und mühsam nur geht die Hand des 68jährigen über das Papier bei seinem ersten Brief am zweiten Tag nach der schweren Operation, die ihn zum alten Mann gemacht hatte.

Das neue Bild, das sich aus der Durcharbeitung des Nachlasses ergibt, läßt sich in großen Zügen erstmals zusammenfassen: Be-

kanntes wird durchweg bestätigt, im Tatsächlichen vielfach ergänzt und der Kreis der Ereignisse und des Denkens bedeutend erweitert. Zweifelhaftes oder bisher allzu seltsam Erscheinendes wird klar und auch für den kritischen Beobachter verständlich. Ergänzt werden konnte das Bild noch durch den Einblick in den Nachlaß von Rudolf Virchow, durch zahlreiche mündliche und briefliche Äußerungen von Wilhelm Dörpfeld und nicht zuletzt durch aufschlußreiche Konsistorialakten über seinen Vater. Das so gewonnene Gesamtbild läßt sich nach dem zeitlichen Ablauf mit überraschender Klarheit gewinnen.

Die frühe Kindheit und die Jugendzeit werden aus den ersten wie aus ganz späten Briefen Schliemanns deutlich sichtbar. Dem Zerfall des Familienzusammenhalts nach dem frühen Tod der Mutter, nicht ohne Schuld des sehr lebensstarken, geschäftsklugen und fehdefreudigen Vaters, steht ein auffallend starker Familiensinn des Sohnes gegenüber. Schützend breitet er schon früh die Flügel über die in der Heimat gebliebenen älteren und jüngeren Geschwister aus und hilft bis zu seinem Tode, wo er nur kann, mit Geld und guten Worten und dehnt diese Fürsorge auch auf die zwei Stiefbrüder aus. Schulfreundschaft hält er durch das ganze Leben aufrecht; der in der Fremde Reichgewordene spendet den alten Kameraden von seinen Erfahrungen im Geschäftsleben und spricht Grundsätzliches und persönlich Erlebtes über die im kleinen Raum Zufriedenen und über die in die Weite Strebenden, zu denen er sich selbst zählt. Der Gegensatz zwischen der ländlichen Zurückgezogenheit der Kinderjahre in Ankershagen und der Schulzeit in Neustrelitz gegenüber der Ruhelosigkeit, die ihn vom zwanzigsten Lebensjahr an beherrscht, wird vielfach deutlich. Dazwischen steht die Lehrlingszeit in Fürstenberg, äußerlich gesehen verlorene Jahre ohne Anregung und ohne Möglichkeit der Fortbildung, und doch sind damals schon die ersten Ansätze zu seiner späteren Beweglichkeit im Großhandel zu erkennen. Die immer wieder belächelte Erzählung von dem betrunkenen Müllergesellen, der für ein Glas Schnaps mit seinen Versen aus der Ilias vor Schliemann die Antike aufleben läßt, ist ein mehrfach bezeugter Vorgang. Wir erleben seine erste Begegnung mit den zwei Großstädten Hamburg und Amsterdam, den Toren der Welt. In

einem Brief an die Geschwister läßt er mit **unheimlicher Realistik** seinen Schiffbruch in der Nordsee in kalter Dezembernacht vor uns erstehen, das Grauen vor der letzten Minute auf dem sinkenden Schiff und das Überlegenheitsgefühl gegenüber aller Gefahr aus der Zuversicht auf Gottes rettende Hand.

Die Entscheidung: zurück in die Heimat mit all ihrer Engigkeit oder hinaus in die unbekannte Welt, fällt mit unumstößlicher Sicherheit im Jahre 1842 inmitten der ersten Hochflut der deutschen Auswanderung nach Übersee. Sein starkes Interesse für technische Erfindungen, die damals neue Gasbeleuchtung, die ersten eisernen Dampfschiffe auf der einen Seite, für Theater und Jahrmärkte auf der anderen, wächst zusehends; eine Fülle von Eindrücken dieser neuen Umgebung saugt er förmlich in sich hinein. Seine überraschend schnelle Entwicklung zum selbständig denkenden, planenden und rechnenden Geschäftsmann, zum sicheren Kenner der Börse und der internationalen Marktverhältnisse erleben wir geradezu mit in den Briefen aus Rußland. Nach wenigen Jahren schon wächst er seinen ehemaligen Prinzipalen über den Kopf, schüttelt ihre wohlgemeinten Ratschläge ab und bleibt doch für sein Leben mit ihnen in Dankbarkeit verbunden. Dankbarkeit gegenüber Wohltätern, Helfern und Freunden ist überhaupt das Kennzeichen seiner Person. Wir erleben den noch nicht 30jährigen inmitten der buntzusammengewürfelten Gesellschaft der Goldsucher in Kalifornien. Sein Tagebuch aus jener Zeit wie auch der Briefwechsel mit seinem später dort verschollenen Bruder sind ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderung. Sie wirken wie Ausschnitte aus einem Wirklichkeitsfilm jener Zeit des Pioniertums in Großaufnahme. Hinter den Einzelschicksalen erstehen gradezu leibhaftig die traurigen Voraussetzungen zu dieser Massenbewegung aus Deutschland heraus: Abenteuerlust, politische Bedrängnis und Streben nach freiem Leben auf eigenem Boden. Der fast stets erfolgreiche Importeur von Farbstoffen aus Indien und Zucker aus Kuba fängt gelegentlich an, über sich und die Welt nachzudenken und vor allem, wie Polykrates, über das Glück, das ihm auch als Ausgräber hold blieb. Er spricht im Stil jener Zeit von der „Fortuna“ und schreibt ihr in einer gewissen Bescheidenheit seine Erfolge zu. Aber sein

steiler Aufstieg bestätigt lediglich das lateinische Wort, daß das Glück nur bei den Starken ist. Auf Schliemann angewandt: die Beobachtung der internationalen Geschäftslage auf dem Waren- und Geldmarkt, das Studium aller Anzeichen der Konjunkturbewegung in der ganzen Welt, die Auswirkung von Kriegsdrohungen in Europa, des Bürgerkriegs in Nordamerika und des Krimkriegs in Rußland, die Umstellung der Wirtschaft auf nationale, wenn auch beschränkte Basis nach den Kriegen, die Entwicklung der Verkehrsmittel in der alten und der neuen Welt, das alles ermöglicht ihm kühle Zurückhaltung oder überraschendes Einsteigen in das große Geschäft mit dem Einsatz des ganzen Eigenvermögens auf eine große Sache. Seine Stellungnahme zur Verwendung eigenen Kapitals und zur Benutzung fremder Gelder bekommt grundsätzliche Bedeutung für jeden Kaufmann. Das Glück ist in seinem Fall fast stets das Endergebnis klarer Berechnung und persönlicher Tatkraft; kühles Abwarten in höchster Konzentration aller Geisteskräfte und schnelles Erfassen gebotener Gelegenheiten wirken zusammen.

Die Frage der Negeremanzipation in den Südstaaten der amerikanischen Union und auf den Westindischen Inseln beschäftigt ihn durch Jahrzehnte. Der Gedanke des Menschlichen regt sich in ihm angesichts der Notlage der aus Afrika eingeführten Arbeitsklaven auf den Zuckerfarmen von Jamaika und Kuba, ihrer körperlichen und geistigen Verwahrlosung durch ein rohes Ausbeutersystem. Seine Geschäftsreisen durch Europa werden zu Bildungsreisen. Der Mann, der schon als Lehrling in Amsterdam eine Reihe von Fremdsprachen nach eigenem Verfahren lernte, holt auf seinen Reisen nach und erwirbt sich die Kenntnisse, zu denen ihm die Schule in den wenigen Jahren nicht einmal die Anfangsgründe hatte geben können. Entscheidend blieb dabei für ihn in all und jedem das Sehen mit eigenen Augen, sei es in Spanien und Nordafrika, sei es auf seinen drei Nilfahrten durch Ägypten bis zum zweiten Katarakt oder nach Aufgabe seines Geschäftes 1864—1866 auf der Weltreise durch das Rote Meer nach Indien, nach Batavia, nach China und Japan und abschließend durch Mittel- und Nordamerika. Ob er die im großen Sepoy-Aufstand vor hundert Jahren in Indien zerstörten Mogulpaläste besichtigt

und ihre Maße und Grundrisse im Tagebuch festlegt, ob er hinter Peking die Chinesische Mauer besteigt und dort oben einen ganzen Tag mit Messen, Zeichnen und Notieren verbringt oder auf den ungefederten Holzkarren über die schmutzigen Wege durch das Land fährt, ob er sich Eingang in das für Fremde damals gesperrte Japan verschafft, überall ist es das gleiche Bild: Schauen im Sinne Goethes, sich ein Bild machen von der Gesamterscheinung eines Landes, seiner Menschen, seiner Kultur und Geschichte. Ob er die zur künstlichen Verkrüppelung eingeschnürten Füße eines Chinesenmädchens untersucht oder die geologischen Vorbedingungen des Goldvorkommens in Kalifornien aus den Goldseifen im Flußsand und dem „Anstehenden“ in den Quarzgängen der Gebirge, ob er in Oberägypten bis zum Sudan vordringt und das kümmerliche Dasein der Fellachenbauern inmitten der Hochkultur der alten Dynastien beobachtet, es ist immer nur der Schauplatz und der Gegenstand der Betrachtung, der wechselt, die Aufgeschlossenheit für fast alle Erscheinungen seiner Zeit aber bleibt dieselbe. Dieser immer stärker werdende Erkenntnistrieb, der über die Eindrücke der Umwelt bald hinübergreift zu den inneren Zusammenhängen der Dinge, rührt auch die Fragen nach der Bedeutung der Träume, dem Verhältnis von Gott und Mensch und anderen Ewigkeitsfragen in ihm auf. Wie sehr er von Wissen gefüllt und von Forscherwillen beseelt ist, zeigt eine Reihe sich rasch folgender Briefe während eines Aufenthaltes in Nordamerika 1869, als er seine Scheidung von der ersten Frau betrieb. Auf eine lange Abhandlung über die Reform des neuzeitlichen Sprachunterrichts, besonders im Griechischen, die für die Haupttagung der amerikanischen Philologen bestimmt war, folgt ein vielseitiger Brief über Entstehung und Herkunft von „1001 Nacht“ nach Inhalt, Sprache und Kunstform auf Grund eigener Lektüre des arabischen Originals, und gleich danach eine lange Abhandlung über die wirtschaftliche und kulturelle sowie innenpolitische Problematik der farbigen Bevölkerung in der Union, vorgetragen mit der Selbstsicherheit des Sachkenners. Die Kenntnis zahlreicher fremder Sprachen war ihm auf seinen Reisen und vorher schon im Geschäftsleben eine wirksame Hilfe, da sie ihn unabhängig von fremder Hilfe und Führung machte. Sie reichte

über die meisten europäischen bis zur Kunstsprache des Hindostanischen, zum Arabischen wie auch später zum Hebräischen mit Einschluß des neuen und des klassischen Griechisch sowie des Lateinischen.

Das Sprachenerlernen wurde in den Jahren des Krimkriegs (1856) ihm zu einer Virtuosität, die er schließlich fürchtete wie eine verderbliche Leidenschaft, in der Sorge, daß sie ihn übermannen und vom Geschäft und dem damals begonnenen Studium der griechischen Klassiker abhalten könnte. Er empfand selbst, daß die neuzeitlichen Sprachen ihm ein technisches Hilfsmittel waren, daß die alten aber wie Griechisch und Lateinisch einschließlich des Koran-Arabischen ihn zu einer Welt tiefer Gedanken und wertvoller Inhalte führte. Auch das Hetzen nach Gewinn an der Warenbörse und beim Kauf von Aktien großer Unternehmungen in den Ländern dies- und jenseits des Ozeans wird er müde. Aus dem Haschen nach schneller Gewinnmitnahme wird das Bedürfnis nach einer sicheren Anlage seines Vermögens und seiner klugen Verwaltung. In dem Verkehr mit deutschgeborenen Gelehrten in Petersburg sieht er in der Arbeit des Wissenschaftlers die ideale Lebensform. Die großen Menschheitsgedanken der griechischen Philosophen und Tragiker, vor allem aber die Epen Homers mit ihrer Fülle grundverschiedener Charaktere in der anschaulichen Schilderung der Ereignisse und Gestalten, packen ihn, von der tiefen Wehmut des um seine Tochter klagenden Priesters Chryses bis hin zu dem Zornausbruch des jugendlichen Hartkopfs Achilleus, der in seiner Unbeherrschtheit weder den Großkönig Agamemnon achtet noch menschliches Erbarmen mit dem greisen Trojanerkönig Priamos empfindet. Schliemann sieht hinter diesen heroischen Kämpfen der Sage frühgeschichtliche Vorgänge. Die Antike, von der er auf der Schule nach dem ersten Kennenlernen wieder geschieden wurde, tauchte aus dem Unterbewußtsein auf. So geht jahrelang der Kampf in ihm, sich vom Geschäft zu lösen und aus dem Lande zu gehen, in dem er sein Vermögen gewonnen hatte, sich zu trennen von der Familie, vornehmlich von den Kindern, die er so gern deutscher Erziehung zuführen möchte. Seine Arbeitskraft und sein Arbeitswille sind ihm geblieben. Aber ein neues Arbeitsfeld muß erst gefunden werden. Nach zehn Jahren

schwerer äußerer und innerer Kämpfe vollzieht er den Schnitt und beginnt ein neues, sein zweites Leben. Es bedeutet dies die Wendung, weg vom Erwerbsinn hin zu idealer Forscherhaltung. Diese allmähliche Wandlung mit ihrem zermürbenden Aufundnieder der Stimmung, ihrem Hinundher zwischen Geld und Wissenschaft verfolgt man in seinen Niederschriften mit angehaltenem Atem. Das neue Arbeitsgebiet heißt 1866: Troja!

Die Zeit der Grabungen in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, die Ereignisse wie die Ergebnisse sind bekannt. Sie kann jetzt bis in die letzten Einzelheiten aus den Briefen, den Berichten, Zeitungsaufsätzen und Tagebucheintragungen nacherlebt werden. Zu den bekannten Grabungen in Troja (1871—1873, 1879, 1882 und 1890), in Mykene (1876) und Tiryns (1884/85) treten, wie wir jetzt erfahren, wochenlange Versuchsgrabungen auf der Insel Motye vor der Westspitze Siziliens, an verschiedenen Stellen in Süditalien und vor allem an der vermuteten Stätte des alten Alba Longa, südlich von Rom, wo er im Herbst 1875 ein neues Arbeitsfeld zu finden hoffte. Neu ist auch, daß er im Jahre 1888 vor seiner gemeinsamen Nilreise mit Virchow in Alexandria nach dem Grabmal Alexander des Großen gesucht und bei den mehrtägigen Schürfungen einen archaistischen Frauenkopf gefunden hat. Das, was uns der Nachlaß lehrt, ist weniger wichtig durch das Was als durch das Wie.

Dies führt zu der Person des Ausgräbers und zu seinen Grundüberlegungen. Diese erwachsen aus dem bekannten Weihnachts-erlebnis im Elternhaus zu Ankershagen, das für den Knaben richtungbestimmend wurde. Der Vater erklärte damals, wie Schliemann in der „Selbstbiographie“ erzählt, zu einem Bild vom Brande Trojas in einer Weltgeschichte für Kinder, daß die hochgelegene Königsburg durch Menschengewalt und einen riesigen Brand in Schutt und Asche gesunken, daß aber von den gewaltigen Mauern der Wälle und Häuser nichts mehr vorhanden wäre. Der noch nicht Achtjährige meinte dagegen, daß solche ungeheuren Quadern nicht restlos verschwunden sein könnten, sondern unter dem Schutt zu finden sein müßten. Dieses in verschiedenen Briefen belegte Gespräch wurde zum Ausgangspunkt für die Grundauffassung des späteren Ausgräbers Schliemann. Hinzu trat früh

schon die in dem Knaben bei den Erzählungen des Vaters erwachsene Vorstellung von der Geschichtlichkeit der Kämpfe in Troja. Für ihn war von Anfang an, nach Kinderart, die Sage Wirklichkeit, so wie er auch die Erzählung des Totengräbers über den Ritter Bradenkierl und seinen aus dem Grab herauswachsenden Fuß für bare Münze genommen hatte. Ihm blieb dieser Kinderglaube — und das unterscheidet ihn von den Durchschnittsmenschen — für sein ganzes Leben. Die homerischen Helden mußten, so meinte er, der ältesten Zeit angehören, wo Menschen und Götter sich noch näherstanden, und ihre Burgen mußten die ältesten auf Erden, ihre mächtigen Mauern wie von den Göttern errichtet aussehen. Die Ruinen davon mußten tief im Innern des Hügels, ganz unten liegen. Das war die einfache Überlegung Schliemanns, als er zu graben anfang. Homer gab nicht Sage, sondern verdichtete, künstlerisch gestaltete Geschichte frühester Zeit. Daraus ergibt sich, was die zünftige Altertumsforschung bei Beginn seiner Grabungen nicht sah, vielleicht auch noch nicht sehen konnte, ein ideelles und ein technisches Problem, das darum so aufregend wirkte, weil es an die Grundfeste der damals herrschenden Lehrmeinung rührte.

Troja ausgraben hieß für Schliemann: Glauben an den Wirklichkeitsgehalt der homerischen Dichtung, also auch glauben an ein wirklich vorhanden gewesenes Troja und letzten Endes glauben an die große schöpferische Dichterpersönlichkeit, wie sie auch Schiller und Goethe aus ihrem Wissen um dichterisches Gestalten für gewiß hielten, trotz der zu ihrer Zeit einsetzenden Homerkritik. Dieser Glaube hat ihn Troja finden lassen. Er hat es freilich schon bald gelernt, Homer nicht mehr wie einen Geschichtsschreiber als Zeuge in Anspruch zu nehmen, er hat unter Dörpfelds sachkundiger Mitarbeit gelernt, die lange Reihe der sich folgenden Siedlungsschichten voneinander zu scheiden. Es ist eine unbezweifelbare Tat, Troja an richtiger Stelle zu suchen und zu finden und die Königsgräber von Mykene an einer nicht für möglich gehaltenen Stätte festzustellen und freizulegen. Daneben steht die ebenso große gedankliche Leistung, die überkommene Auffassung, daß die großen Epen nur dichterische Erfindung seien, kühn über Bord zu werfen und damit seiner Zeit

zu einer grundstürzenden Revision ihrer Vorstellung vom Wesen der Dichtung, der Sage und Geschichtswirklichkeit zu verhelfen. Er schloß von seiner Sagenfreudigkeit auf einen großen Dichter, der wie er angeregt ward von den Ereignissen und Gestalten einer fernen Vorzeit. Für ihn also bedeutete Archäologie das Aufsuchen geschichtlicher Hinterlassenschaften. Mit ihr hatte er in Wirklichkeit nur das Handwerkszeug, den Spaten gemein. An mehr als einem Dutzend Stellen spricht er das neue Ziel der Bodenforschung und auch seines Vorhabens in immer wieder neuen Wendungen aus, die Vorgeschichte des stolzen Volkes der Hellenen ans Licht zu bringen. Und schon wenige Wochen nach Beginn der Grabungen im Herbst 1871, da er fürchtet, ob seiner anfänglichen Mißerfolge verlacht zu werden, schreibt er in einer griechischen Zeitung und in Briefen an deutsche Freunde: „Meine Ansprüche sind höchst bescheiden, Kunstwerke zu finden erwarte ich nicht“

Hieraus erklärt sich seine Art zu graben. Er stieß bewußt durch die oberen Siedlungsschichten hindurch, die ihm wenig bedeuteten, um in brutalem Tiefendrang den gewachsenen Fels zu finden. Was damals als rücksichtsloses Zerstören jüngerer Kulturschichten angesehen wurde, hat in methodisch gebesserter Weise Wilhelm Dörpfeld nach der Jahrhundertwende in Olympia durch Tiefgrabungen unter dem Heraion nachgeholt, die seiner Zeit (1875—1881) noch nicht für nötig gehalten worden waren. Heute sind die Tiefgrabungen bis zum gewachsenen Boden eine selbstverständliche Forderung für die Spatenarbeit überall, wo in der Welt gegraben wird. Schon für die italienischen Untersuchungen in Pompeji und die englischen in Ephesos hat Schliemann sein Vorgehen wie ein Allheilmittel empfohlen. Und trotz der Mangelhaftigkeit seiner Bücher darf die in ihnen sichtbare vergleichende Betrachtung der Fundstücke mit denen aus anderen, zum Teil weitentlegenen Grabungsstellen nicht übersehen werden. Sein umfassendes Gedächtnis für die von ihm besichtigten Museen in Europa, Ägypten, Mittel- und Nordamerika bot dem weitgereisten Mann ein überreiches Vergleichsmaterial. An die Deutung der in Unmassen gefundenen Spinnwirtel mit ihren Ritzmustern dekorativer oder kultisch-symbolischer Art ging er im

Sinn der damaligen sprachvergleichenden Wissenschaft heran. Virchow war ihm 1879 und 1890 an Ort und Stelle ein Kronzeuge für die anthropologische Auswertung menschlicher Knochenfunde wie auch geologischer und botanischer Verhältnisse. Das entscheidende, weil fast unzerstörbare Kennzeichen für das Alter einer Siedlungsstätte sah Schliemann in den Gefäßen und ihren Bruchstücken, den in Olympia noch wenig beachteten Scherben. Das Gold hat ihn gleichsam angezogen wie das Eisen die homerischen Helden. Er hat es nicht gesucht um seinetwillen. Unter den zahlreichen Belegstellen dieser Art ragt das Wort aus einem Brief hervor: „Scherben werden in meiner Hand zu Gold“, und er kaufte diese ihm wichtigsten geschichtlichen Zeugnisse kistenweise von der Türkei für die Berliner Museen zurück. So besteht seine Leistung für die Altertumswissenschaft nicht nur in den Funden selbst und ihrer Bedeutung für die Erkennung und zeitliche Einordnung der Vorzeitkulturen, sondern in der für seine Zeit neuartigen geschichtlichen Zielsetzung und der daraus folgenden Art zu graben.

Bei der letzten Ausgrabung in seinem Todesjahr waren am Westabhang von Hissarlik aus Gefäßen Beweisstücke sichtbar geworden, daß nicht die von ihm ausgegrabene zweitunterste Stadt das homerische Troja gewesen sei, sondern eine jüngere, den Funden aus Mykene gleichgeartete Schicht, wie sie Dörpfeld in seinen Ausgrabungen 1893/94 in der sechsten Siedlung feststellte, die weiter außen und tiefer am Rande des Hügels ans Licht trat. Und die neuen amerikanischen Ausgrabungen von 1932—1938 führten über die Keramikchronologie bis zu dem Schluß, daß die nächstjüngere Schicht VII^a diesen Ehrentamen verdiene, da die VI. nicht durch Brand, sondern weitgehend durch Erdbeben zerstört sei. Selbst zu dieser Frage der Erdbebeneinwirkung hat Schliemann schon 60 Jahre zuvor beachtenswerte Vermutungen ausgesprochen, die er aus den allerersten Grabungsbefunden des Jahres 1871, so ungeschult er auch noch war, klaren Auges erkannt und in ihren Möglichkeiten durchgedacht hat. Für die Durchforschung der zahlreichen Kuppelgräber im griechischen Mutterland wie auf Kreta haben seine Ausgrabungen in Mykene den Anstoß gegeben. Vollends die wachsende Welle kleiner und

großer Ausgrabungen im ganzen Raum des östlichen Mittelmeers geht auf sein Beginnen zurück. Die Methode der Grabungen, wie die der wissenschaftlichen Berichterstattung haben sich mittlerweile verfeinert. Ihm aber bleibt der Ruhm, aus eigenem Antrieb und mit eigenen Mitteln große Grabungsunternehmen begonnen zu haben, um diesseits und jenseits des Ägäischen Meeres die homerische Welt, wie er sie sah, in ihren Resten ans Licht zu bringen. Soviel er auch der ordnenden Hand des erfahrungsreichen Wilhelm Dörpfeld verdankt und der Gedankenführung durch Rudolf Virchow, vor uns steht er als der mit unversiegllicher Energie geladene Mann, der aus Enthusiasmus eine Lieblingsidee verwirklichte und darüber durch Selbstzucht und Belehrung durch Freunde zum ernstesten Forscher, ja zum Bahnbrecher einer neuen Auffassung der Altertumswissenschaft wurde. Daß er seine reichhaltige Sammlung aus Troja dem deutschen Volke schenkt, ist mehr als eine geistige Rückkehr zu dem in der Jugend verlassenen Vaterland, es ist eine Gabe des stolzen Dankes an das Volk, in dem er die Grundlinie und die Wegbestimmung für sein Leben gefunden hatte. Er war zwar in der großen Welt zuhause und wurde darum häufig für den typischen Kosmopoliten gehalten; wenn es aber hart auf hart kam, im Streitgespräch oder in brieflicher Auseinandersetzung, dann trat er in gerechtem Zorn für deutsches Wesen und Schaffen ein. Ein Grieche ist er nie geworden. Sein Bild, wie es aus dem Nachlaß uns entgegentritt, zeigt ihn in der ganzen Problematik des Deutschen, in seiner faustischen Unrast, in dem aufs höchste gesteigerten Erkenntnistrieb, in der rücksichtslosen Härte gegen sich selbst und in der im tiefsten Herzen empfundenen Verbundenheit mit seiner nord-deutschen Heimat.

Schliemann ist ein Kind des 19. Jahrhunderts mit seiner doppelten Geisteshaltung, der ausgehenden Romantik und der mächtig einsetzenden Naturwissenschaft. In die eine wurde er hineingeboren, in die zweite wuchs er spät erst hinein; aufs Ganze gesehen, gehört er in die Reihe der großen schöpferischen Naturen des Jahrhunderts wie Liebig, Johannes Müller und Helmholtz, Wilhelm von Siemens und Rudolf Virchow. —

Das Unterfangen, das Bild dieses Mannes am Tage des Gedenkens an Winckelmann zu gestalten und erstmals nach außen zu stellen, erscheint nur auf höherer Ebene der Betrachtung gerechtfertigt. Beide haben zwar in den äußeren Umständen ihres Lebens und Schaffens viel Gemeinsames. Aber sie entstammen zwei Jahrhunderten mit grundverschiedener Einstellung zur Antike. Winckelmann, der Mensch des 18. Jahrhunderts, der gelehrte und gefühlsüberbetonte Ästhetiker, steht zwischen Aufklärung und Pietismus und sucht von Rom aus den Weg zu der idealen Schönheit antiker Kunst; Schliemann hingegen, der Willens- und Tatmensch aus der Zeit des beginnenden Welthandels und der Technik, geht ins Land der Griechen selbst und sucht hinter der Sage die geschichtliche Wirklichkeit. Beide treffen sich jedoch, gleichsam in olympischer Höhe, in der fortwirkenden Liebe zum ewigen Hellas.